

Irmgard Ackermann

Tucholskys Blick auf 1990

Gedanken zu Tucholskys 100. Geburtstag am 9. Januar 1990.

Kurt Tucholsky ist einer der in seiner Zeit am stärksten engagierten Autoren, der wie kaum ein anderer diese seine Zeit, vor allem die der Weimarer Republik, aufs schärfste unter die Lupe genommen hat. Mit aller Vehemenz setzt er sich mit allen Aspekten (politischen, sozialen, wirtschaftlichen, rechtlichen, literarischen) dieser Zeit auseinander, schreibt aus dieser Zeit heraus, schreibt über sie, schreibt in sie hinein und gegen sie an, bis er letztlich an ihr zerbricht. Auf der Weltbühne und in der „Weltbühne. Wochenschrift für Politik, Kunst und Wirtschaft“ bricht er die räumliche Begrenzung des Horizonts immer wieder auf, bleibt aber den Zeitgrenzen, wie es scheint, um so mehr verhaftet.

Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch ein erstaunliches Phänomen: einmal nämlich die Tatsache, daß Tucholsky mehrmals direkt den Leser von heute, also um 1990, anzusprechen versucht, und zum anderen die Tatsache, daß seine Texte heute einen noch größeren Leserkreis haben als in der Weimarer Republik, daß also Adressaten und Rezipienten seines Werks nicht auf seine unmittelbaren Zeitgenossen beschränkt sind.

Der „liebe Leser 1990“ als Adressat und Rezipient

Ist es ein Zufall, daß Tucholsky gerade die Umgebung des Jahres 1990 (als einzige konkrete Zukunftsennung) gleich mehrmals ausdrücklich umkreist? Im „Gruß nach vorn“ von 1926 heißt es: „Lieber Leser 1985“; in „Wie war es –? So war es –!“ (1928) wendet er sich an den „Sehr geehrten Herrn Professor im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, im Jahr 1991“; in „Das Zeitdorf“ von 1926 sehnt er sich aus der Enge seiner Zeit hinaus in das Jahr 2000, und im „Plädoyer gegen die Unsterblichkeit“ von 1925 visiert er noch einmal die Zeit um 1985 („sechzig Jahre danach ...“) an¹. Daneben finden sich noch gelegentlich allgemeinere Zukunftsformen, so eine nicht näher bestimmte ferne Zukunft in „Blick in ferne Zukunft“ von 1930 und der Blick „von der anderen Seite“, nach dem Tod, in den Glossen „Nachher“, zwischen 1925 und 1928 veröffentlicht.

Ist das also ein inhaltlich gezieltes Schreiben für den angesprochenen Leser vor der Jahrtausendwende? Ist es vielleicht ein Kokettieren mit dem literarischen

Nachruhm? Oder ist das ein Ausbruchversuch aus seinem „Zeitdorf“ der zwanziger Jahre, das ihm zu eng wird? Wie situiert sich Tucholsky selbst im Hinblick auf diesen Leser von 1990? Und wie situiert ihn dieser Adressat von heute? Zu unterschiedlich ist der jeweilige Kontext, um Tucholsky einfach als den Wunschbürger von 1990 vereinnahmen zu können. Doch bevor diesen Fragen an den einschlägigen Texten nachgegangen werden soll, bietet sich noch ein Blick auf den realen Leser, also den Tucholsky-Rezipienten von 1990 an.

Die Breite der Tucholsky-Rezeption² ist belegbar an Auflagenzahlen der Auswahlgaben seiner Veröffentlichungen und seiner Briefe, an der Vielzahl der Schallplatten mit seinen Liedern und Texten, am Erfolg von Kabarett-, Lieder- und Leseveranstaltungen dazu, an der Fülle von Zeitungsartikeln und der Aufnahme von Tucholsky-Texten in Schullesebüchern³ und Anthologien, an dem Echo auf die Gründung der Tucholsky-Gesellschaft 1988⁴ und an den vielfältigen Veranstaltungen „Berlin und anderswo“ zu Tucholskys hundertstem Geburtstag. Anders steht es allerdings um die Tucholsky-Rezeption in der Literaturwissenschaft. So ist immer noch keine Gesamtausgabe seiner Werke in Sicht, und auch in den achtziger Jahren wurde die bisherige Abstinenz der Literaturwissenschaft⁵ in Lehre und Forschung gegenüber diesem Autor nicht aufgegeben.

Wie verhalten sich nun Adressat und Rezipient zueinander, das heißt, ist der Adressat Tucholskys, der „liebe Leser 1990“, auch der anvisierte Rezipient von 1990, und kann der reale Rezipient von 1990 sich selbst als den direkten Adressaten Tucholskys verstehen?

Tucholskys „Plädoyer gegen die Unsterblichkeit“

Mit dem Verhältnis der Nachwelt zur Vorwelt setzt sich Tucholsky des öfteren auseinander, und dabei macht es grundsätzlich keinen Unterschied, ob er aus seiner Zeit zurückblickt auf die Zeit, wie er es programmatisch formuliert, „vor 1840“, oder ob er den Rückblick derer um 1990 auf seine Zeit vorwegnimmt. In diesem Zeitrahmen liegt für ihn eine Schwelle eingebaut, über die hinaus – nach vorwärts wie nach rückwärts – Verständigung nicht mehr in der Gegenwartsform, aus dem Bewußtsein der Zeitgenossenschaft möglich ist.

Tucholsky zeigt, wie so oft in seinem Werk, diese These an einer Anekdote auf: In „Corneille auf der Schreibmaschine“ von 1924 geht es darum, daß ein Franzose sich den Scherz erlaubt hat, ein Stück von Corneille, auf der Schreibmaschine getippt, der Comédie Française als sein eigenes Stück einzureichen. Das Stück wird abgelehnt, die „Blamage“ publik gemacht, und alle „mokieren sich über das arme Theater“. Nicht jedoch Tucholsky:

Für ihn dokumentiert die Comédie Française „nämlich mit der Ablehnung ganz richtig: ein solches Stück schreibt man heute nicht mehr. Der ‚Faust‘ muß – auch er! – aus der Zeit seiner Entstehung her-

aus begriffen werden; lebte Goethe heute, wäre er nicht dieser Goethe, und der Faust hätte ganz andere Seelenqualen als die monologisierten. Und ich finde es noch gar nicht so blamabel, wenn man dasselbe Stück, als dreihundert Jahre alt bekannt, annimmt und das gleiche, angeblich heute entstanden, ablehnt. Veralten Klassiker? Ja, sie veralten – und das ist ein Teil ihres Reizes“ (E I, 356).

Es ist also eine Illusion, sich über die Epochengrenzen hinweg wie in der eigenen Zeit bewegen zu wollen, denn „jede Zeit ist in sich befangen“ (4,146), sowohl die Probleme als auch die Sprache reichen nicht herüber zu uns. Das Festklammern an der Vorwelt wie das Schielen auf die Nachwelt sind für Tucholsky nur Flucht vor den Anforderungen des Heute.

In diesem Kontext ist auch das programmatische „Plädoyer gegen die Unsterblichkeit“ (1925) unter dem Pseudonym „Peter Panter“ zu verstehen, das eine dezidierte Absage an idealistische und idealisierte Zeitüberschreitungen ist:

„Ein Werk tun, die Welt ändern, mit den Beinen auf der Erde stehen und diesseitig sein – das kann eine anonyme Unsterblichkeit ergeben. Aber schiele nicht nach vorn – da ist für dich nichts zu holen. Als vielleicht ein bißchen Denkmalsstück oder eine Doktordissertation. In fünfzig Jahren ist alles vorbei – und spätestens in hundert. Unsterblichkeit ...? Glaubs nicht. Schwör sie ab. Laß sie unsterblich werden, alle miteinander. Für dich gibt es nur ein Wort, wenn du weise bist, es richtig auszusprechen. Heute“ (4,147).

Für Tucholsky ist es also ausgemacht, daß fast nichts mehr hinüberreicht in die Nachwelt, daß die Basis der Verständigung, vor allem die gemeinsame Sprache, aber auch die gemeinsamen „Seelenbewegungen“ nach einigen Jahrzehnten verlorengelassen. Der Humor ist davon am stärksten betroffen, es gibt kein Lachen über die Epochenschwellen hinweg. Was bleibt, sind die „gottgesegneten Ausnahmen“, zu denen für ihn Tolstoi, die Volkserzählungen und die Bibel gehören, wie es in „Corneille auf der Schreibmaschine“ dargelegt wird:

„Es gibt eine Luft zwischen den geschriebenen Zeilen, die geht nach fünfzig Jahren, bestenfalls nach hundert, dahin. Der Autor schreibt: ‚Liebe‘ – und noch der letzte seiner Leser weiß, welche Liebe gemeint ist, hat dieselben Assoziationen wie der Autor, dieselben Empfindungen, dieselben Vorbehalte wie er. Unsichtbar steht – überall zwischen den Zeilen: du weißt doch, wie ichs meine! – Der Leser weiß. Der Sohn des Lesers auch noch, weil sein Vater dieselbe Sprache gesprochen hat wie der Autor – der Enkel vielleicht auch noch. Aber dann ist es aus. Dann bleibt die Fabel, das Gerüst, die Figur, die Tradition, die Klassik. (Daher zum Beispiel Humoristen am leichtesten veralten – weil das Lachen am meisten von allen Seelenbewegungen auf dem Unsichtbaren zwischen den Zeilen aufgebaut ist.) Und ist einmal einer, wie Tolstoi, so groß, daß noch über die Übersetzung hinweg, ja über Jahrzehnte hinweg, soviel bleibt wie eben bei ihm – dann ist das eine gottgesegnete Ausnahme. Die ‚Volkserzählungen‘ werden leben wie die Bibel.

Auf allem andern aber – beinahe auf allem andern liegt fingerdick der Staub. Denn der historische Einschnitt von 1840, der da kam, als die Maschine geboren wurde, der bewirkt, daß wir das, was davor liegt, mit andern Augen ansehen. Robespierre hat eben keiner Stenotypistin diktiert, sondern lange Zettel mit seiner dünnen Schrift überhuscht ... Französische Klassik? Französische Tradition? Der kalifornische Fruchtbauer weiß nichts von ihr. Und ist deshalb noch lange kein Barbar. Sondern ein neuer Typus Mensch.

Und deshalb soll man nicht die Klassik bespötteln, aber auch nicht vor ihr auf dem Bauche liegen. Auch nicht, wenn sie Corneille oder Goethe heißt“ (EI, 359f.).

Gilt diese Zeitbegrenzung auch für Tucholskys Texte, also schon 1990? Das

wäre mit Tucholskys Blick auf 1990 sicher anzunehmen, aber der Leser von 1990, der auf diese Texte stößt, muß sich wohl doch fragen, ob sich hier die Zeitgrenzen weiter hinausgeschoben haben, als Tucholsky erwartete, ob er nicht einen Text von Tucholsky, trotz der konkreten Zeitbezüge und im Gegensatz zu Tucholskys eigener Meinung, doch noch weitgehend wie einen Text eines Gegenwartsautors liest. Ist es nicht gerade „die Luft zwischen den geschriebenen Zeilen“ in vielen seiner Texte, die die heutigen Leser noch unmittelbar anrührt? Die heutigen Leser, das sind kaum noch die „Söhne“, vielleicht noch gerade die „Enkel“, aber sicher auch schon die „Urenkel“ des Lesers von 1924. Allerdings gibt es durchaus für den Leser von 1990 schon einige Stolpersteine in diesen Texten. So werden wohl die „LeserInnen“ vor allem darüber stolpern und es Tucholsky übelnehmen, daß des Lesers Töchter und Enkelinnen für diese Nachfolge überhaupt nicht in Betracht gezogen werden – eine zeitbedingte oder auch persönlich bedingte Horizontbegrenzung Tucholskys, der genauer nachzugehen heute von besonderem Interesse wäre. Aber trotz solcher Vorbehalte, für die es auch andere Beispiele gibt: Spricht Tucholsky nicht unmittelbarer zum heutigen Leser, als er selbst erwarten oder auch nur sich vorstellen konnte?

Jedenfalls dürfte feststehen, daß Tucholskys Blick auf 1990 sicher nicht ein Schielen auf die Unsterblichkeit seines Werks ist. Er glaubt nicht an sein literarisches Überleben in die ferne Zukunft von 1990 hinein, sucht es nicht, würde sich vielleicht sogar dagegen sträuben. Tucholsky schreibt seine Texte für den Tag und sieht sich nicht als möglichen Anwärter auf die Unsterblichkeit seines Werks, würde sich nicht in die Tradition von „Tolstoi, die Volkserzählungen und die Bibel“ einreihen, deren Überzeitlichkeit auch für ihn unbestritten ist. Man darf wohl vermuten, daß Originaltexte von Tucholsky auf dem Computer für den Autor ein ebensolcher Widerspruch sein würden wie die Tragödien von Corneille auf der Schreibmaschine. Dann vielleicht doch noch eher die Bibel auf dem Computer?

Ausbruch aus dem „Zeitdorf“

In dem „Gruß nach vorn“ von 1925 macht der Autor unter dem Pseudonym „Kaspar Hauser“ den Versuch, „mit dem Kopf ein bißchen über den Zeitpegel zu gucken“. Er wendet sich direkt an den Leser von 1985, versucht die Zeitschwelle zu überspringen und ihn zu erreichen, aber der Versuch scheitert. Der Gruß nach vorn, also nach 1985, ist „so, wie wenn ich heute mit einem Mann aus dem Dreißigjährigen Krieg reden sollte“: Es kommt nichts hinüber, das Papier ist vergilbt, die Stimme hallt aus der Vergangenheit, leer und ohnmächtig, sie haben sich nichts mitzuteilen, sie verstehen sich nicht mehr, denn „wir sind zerlebt, unser Inhalt ist mit uns dahingegangen“, und der Leser von 1985 sieht überlegen hinab auf den Zeitbürger von 1926:

„Lieber Leser 1985 –! Durch irgendeinen Zufall kramst du auf der Biliothek in dieser Zeitschrift, findest die Jahreszahl, die du eben erst geschrieben hast – wenn sie bis dahin nicht einfach 85 heißt –, stutzt und liest. Guten Tag.

Ich bin sehr befangen: du hast einen Anzug an, dessen Mode von meinem sehr absticht, auch dein Gehirn trägst du ganz anders ... Ich setze dreimal an: jedes Mal mit einem anderen Thema, man muß doch in Berührung kommen ... nicht wahr? Jedesmal muß ichs wieder aufgeben – wir verstehen einander gar nicht. Ich bin wohl zu klein; meine Zeit steht mir bis zum Halse, kaum gucke ich mit dem Kopf ein bißchen über den Zeitpegel, da, ich wußte es: du lächelst mich aus.

Alles an mir erscheint dir altmodisch: meine Art, zu schreiben, und meine Grammatik und meine Haltung ... Vergeblich will ich dir sagen, wie wir es gehabt haben, und wie es gewesen ist, neumodisch Gesalbtes und altmodisch Vergessenes ... Nichts. Du lächelst, ohnmächtig halt meine Stimme aus der Vergangenheit, und du weißt Alles besser.“⁶

Pessimismus auf die Zukunft hin bestimmt diesen Text. Auch hier ist die bestimmende Grundidee die von der unübersteigbaren Zeitgrenze, über die Kommunikation nicht hinausreicht, denn „wir haben uns wohl nicht allzu viel mitzuteilen, wir Mittelmäßigen“. Wozu dann aber die Gedankenakrobatik, mit dem Leser von 1985 in Verbindung treten zu wollen, wenn der Versuch von vornherein zum Scheitern verurteilt ist? Andererseits: Hat der Leser 1985 die Entfernung genauso unüberwindlich gesehen? Sicher nicht, weder was die Sprache noch was die Mode betrifft: Tucholsky würde mit Krawatte auch 1985 keine Verwunderung erregen, und er würde noch immer mit seinen Pointen brillieren.

Werfen wir zunächst noch einen Blick auf einen anderen Text mit dem fiktiven Adressaten von 1991, nämlich „Wie war es –? So war es –!“ von 1928, von „Ignaz Wrobel“ gezeichnet. Es handelt sich hier um die Vorrede Tucholskys zum Buch des Matrosen Becker „Wie ich zum Tode verurteilt wurde“, in dem Geschichte „ganz, ganz anders als in den Geschichtsbüchern“, das heißt aus der Sicht eines Betroffenen dargestellt wird, nämlich von einem nach dubiosem Verfahren zum Tod Verurteilten und dann kurz vor der Hinrichtung Freigesprochenen.

Der fiktive Adressat des Vorworts ist der „Sehr geehrte Herr Professor ... im Jahre 1991“, der in diesem Buch die seltene Chance hat, sich mit Geschichte von unten her, aus der Perspektive des Leidenden, auseinanderzusetzen. Die Vergangenheit aus der Sicht des zum Tod Verurteilten schreit und klagt an, denn „diese Welt will wenigstens eines: so auf die Nachwelt kommen, wie sie wirklich gewesen ist“. Und es scheint, daß Anklage und Schrei nach Gerechtigkeit mehr Chancen haben, in die Zukunft hineinzureichen, als die für unsterblich gehaltenen Werke oder gezielte Versuche, die Zeitgrenze zu überspringen:

„Ob einer die Wahrheit schreibt, Herr Professor, das kann man hören. Allerletzten Endes gibt es gar keine andere Möglichkeit, die Wahrheit ausfindig zu machen. Zahlen können trügen – Statistiken erst recht – Dokumente können gefälscht, geschickt ausgewählt, zusammengestrichen sein ... aber der Ton der Wahrheit, die Musik der Wahrheit –: das täuscht nie. Haben Sie Ohren, Herr Professor? Dann hören Sie, was da klingt ...

Wir sind tot, wenn Sie dies lesen, Herr Professor. Aber unsere Stimmen steigen noch aus der Erde auf, beschwörend, mahnend, anklagend – – Wie war es?

So war es“ (6,289).

Aber der Schrei der Anklage ist ja eigentlich nicht in die Zukunft gerichtet, sondern in die Gegenwart des Autors. Das Vorwort Tucholskys dazu ist ein fiktiver Blick zurück aus der Zukunft, um der Anklage Nachdruck zu geben. Nicht der Leser der Zukunft, sondern der Zeitgenosse der Weimarer Republik ist der reale Adressat. Er wird aufgerufen gegen das Unrecht. Der „Herr Professor von 1991“ in Tucholskys Vorwort ist ein Kunstgriff, um aus der fiktiven geschichtlichen Perspektive den Finger um so deutlicher auf die Wunden der Gegenwart legen zu können, um das Unrecht des Heute schärfer aufzuzeigen. Und in dieser Situation kommt nun scheinbar doch, zumindest innerhalb des vorgegebenen Kommunikationsmodells, eine Kommunikation über die Zeitgrenzen hinweg zustande: Dieser Bericht des zum Tod Verurteilten, nicht die Klassiker, sondern der Aufschrei aus der Not, die „Wahrheit, die nicht täuscht“, hat die Chance, die Zeitgrenzen zu überwinden, so daß man vielleicht doch noch in der Zukunft von 1991 hören kann, „was da klingt“.

Das eine Mal ist also diese Kommunikation mit der Zukunft von 1990 total mißglückt, das andere Mal hat sie mindestens die Chance, ihren fiktiven Adressaten zu erreichen. Gibt es so etwas wie eine Kommunikationsstrategie hinter diesen Versuchen, über den Zeitpegel hinweg die Verbindung zur Zukunft aufzunehmen? Der Schlüssel dafür kann ein Text von 1926, „Das Zeitdorf“, sein. Schon der Titel gibt den Hinweis: Raummuster werden auf Zeitmuster übertragen, das Zeitdorf, die Zeitkleinstadt werden zu eng, laden den Kleinbürger der Zeit zum Überschreiten der zeitlichen Begrenzung ein:

„In jeder Zeit sitzt einer und hat sie bis zum Hals herauf satt. Ah – die ewig gleichen Schlagworte, der Gemeinplatz, die dummen Bilder – die ewig gleichen Zeitgenossen, die Enge, die zu nahe Vertrautheit mit allen – und wenn Sie wüßten, wie ich mich sehne, einmal herauszukommen...! Wir haben hier im Jahre 1926 so gar keine Anregung... Eine trübe Zeit. Renaissance! Das Jahr 2000! Sie ahnen nicht, wie bechränkt die Menschen von heute sind... Hinaus! Hinaus!“ (10, 182 f.)

Aber Ausbruch aus der eigenen Zeit hat als Ziel nicht nur die Flucht, sondern die Relativierung des Heute:

„Die Welt ist erfüllt von Kleinstädtern der Zeit, von Leuten, die nie aus ihrer Zeit herausgekommen sind, die nichts andres gesehen haben als ihre kümmerlichen siebzig Jahre. Reisebeschreibungen haben sie ja gelesen, also Geschichtsbücher – aber das allein tut's nicht. Wie gut täte ihnen, sich einmal den Zeitwind um die Nase wehen zu lassen – Was sähen sie?

Sie sähen, wie andre Zeiten andre Sitten gebären – wie andre Zeiten andre Ideale haben, wie grade das, was ihnen selbstverständlich ist, es zu andrer Zeit nicht war – und da nur und ausschließlich das Selbstverständliche, das, worüber keiner mehr spricht, charakteristisch für einen Menschen ist, so kämen sie vielleicht gewandelt, durcheinandergeschüttelt, weiser zurück. Sie sagten nicht mehr: Das ist so! Sondern sie sagten: Ja, das ist heute so“ (10, 183 f.).

Die Ausbruchversuche aus dem „Zeitdorf“ der zwanziger Jahre in ferne Zeitgegenden, mit dem Blick zurück in die Vergangenheit oder voraus ans Jahrtausendende sind ein solcher Versuch, die Begrenzung der eigenen Zeit von außen wahrzunehmen. Von jenseits der Zeitschwelle, über die der Alltag nicht mehr hinüberreicht und an der die vermeintliche Unsterblichkeit der Werke ihre Gren-

zen hat, wird das Heute mit neuen Augen gesehen. „Aber gäbe es das, so fiel vielleicht eines fort: der Größenwahn, den jede Epoche ihr eigen nennt“ (10, 184).

Auch die Glossen aus dem „Nachher“, veröffentlicht zwischen 1925 und 1928 und mit „Kaspar Hauser“ gezeichnet (10, 117–146), sind von da zu verstehen, nämlich nicht als Parodie religiöser Jenseitsvorstellungen, sondern als Versuch, einen Standort außerhalb der Zeit zu gewinnen, um die Zeitereignisse zu relativieren, mit dem Blick von außen oder von oben zu kommentieren, „au dessus de la mêlée“, wie es auch in seinem Abschiedsbrief an Mary Tucholsky vom 19. Dezember 1935 heißt. Der „Nachher“-Adressat ist wiederum der Leser der zwanziger Jahre. Seine Vorstellungskraft wird aufgerufen, um die Begrenzung der eigenen Zeit zu sehen und aufzubrechen.

Tucholskys „Blick in ferne Zukunft“ und ein Blick zurück von 1990

Da es sich bei Tucholskys „Blick in ferne Zukunft“ von 1930, von „Ignaz Wrobel“ gezeichnet, um einen kürzeren Text handelt, sei er hier in vollem Umfang wiedergegeben:

„Und wenn alles vorüber ist –; wenn sich das alles totgelaufen hat: der Hordenwahnsinn, die Wonne, in Massen aufzutreten, in Massen zu brüllen und in Gruppen Fahnen zu schwenken, wenn diese Zeitkrankheit vergangen ist, die die niedrigen Eigenschaften des Menschen zu guten umlügt; wenn die Leute zwar nicht klüger, aber müde geworden sind; wenn alle Kämpfe um den Faschismus ausgekämpft und wenn die letzten freiheitlichen Emigranten dahingeschieden sind –:

dann wird es eines Tages wieder sehr modern werden, liberal zu sein.

Dann wird einer kommen, der wird eine gradezu donnernde Entdeckung machen: er wird den Einzelmenschen entdecken. Er wird sagen: Es gibt einen Organismus, Mensch geheißen, und auf den kommt es an. Und ob der glücklich ist, das ist die Frage. Daß der frei ist, das ist das Ziel. Gruppen sind etwas Sekundäres – der Staat ist etwas Sekundäres. Es kommt nicht darauf an, daß der Staat lebe – es kommt darauf an, daß der Mensch lebe.

Dieser Mann, der so spricht, wird eine große Wirkung hervorrufen. Die Leute werden seiner These zjubeln und werden sagen: ‚Das ist ja ganz neu! Welch ein Mut! Das haben wir noch nie gehört! Eine neue Epoche der Menschheit bricht an! Welch ein Genie haben wir unter uns! Auf, auf! Die neue Lehre –!‘

Und seine Bücher werden gekauft werden oder vielmehr die seiner Nachschreiber, denn der erste ist ja immer der Dumme.

Und dann wird sich das auswirken, und hunderttausend schwarzer, brauner und roter Hemden werden in die Ecke fliegen und auf den Misthaufen. Und die Leute werden wieder Mut zu sich selber bekommen, ohne Mehrheitsbeschlüsse und ohne Angst vor dem Staat, vor dem sie gekuscht hatten wie geprügelte Hunde. Und das wird dann so gehen, bis eines Tages...“ (8, 270f.).

Der Leser von 1990 wird dahin tendieren, mindestens die erste Stufe dieser „fernen Zukunft“ von der angesprochenen historischen Erfahrung her als „ferne Vergangenheit“ anzusehen, gleich, ob er sich nun in der zweiten Etappe des Aufbruchs ansiedelt („dann wird es eines Tages wieder sehr modern werden, liberal

zu sein“) oder in der folgenden mit der „donnernden Entdeckung“ des Einzelmenschen, ob er die „neue Epoche der Menschheit“ noch vor sich sieht oder ob er bereits in der nächsten Stufe angekommen zu sein meint, an der sich der Kreis schließt und alles wieder von vorn beginnt.

Gerade für diesen Text liegt uns nun ein Beispiel für konkrete Tucholsky-Rezeption in dieser „fernen Zukunft“ vor, nämlich Reiner Kunzes „Flugblatt Nr. 1“ aus „Die wunderbaren Jahre“, in dem er die Entdeckung des Einzelmenschen als Modell der Hoffnung in die Situation der DDR von 1976 hineinstellt: „Der Staat ist etwas Sekundäres. Es kommt nicht darauf an, daß der Staat lebe – es kommt darauf an, daß der Mensch lebe!“ Daß der Text in dieser Situation nicht veröffentlicht werden durfte, spricht für seine Aktualität.

Von der „fernen Zukunft“ aus gesehen, das zeigt sich an diesem wie an vielen anderen Beispielen von Tucholsky-Texten, gibt es da, im Widerspruch zu Tucholskys eigenen Aussagen, keine Epochenschwelle zwischen dem Sender von 1930 und dem Empfänger von 1990, die das Überkommen der Botschaft verhindern oder sie mindestens als veraltet, aus einem anderen „Zeitdorf“ kommend, erscheinen lassen würde. Tucholsky auf dem Computer? Mit vielen seiner Texte (mit fast allen, in denen keine konkreten Zeitanspielungen oder Zeitanalysen enthalten sind) würde das Experiment wohl gelingen.

Auch die Breite der Tucholsky-Rezeption 1990 widerlegt Tucholsky. Tucholsky wird (vielleicht mit Ausnahme von Brecht) mehr zitiert als ein anderer Autor seiner Zeit und darüber hinaus. Er wird nicht als Klassiker zitiert, der irgendwo in „ferner Vergangenheit“ anzusiedeln ist und dem der Respekt eines Klassikers gebührt, sondern als ein Autor, der die gleiche Sprache spricht wie der Leser oder Hörer der Gegenwart. Er wird kaum in der Literaturwissenschaft zitiert, aber um so mehr in Feuilleton und Kabarett, in den Medien und in der politischen Debatte, in Reden und Kommentaren, häufig mit einer Einleitung wie etwa „wie Tucholsky so unübertrefflich formulierte“. Die von Tucholsky selbst für die Kommunikation in die Zukunft totgesagte Sprache erweist sich gerade bei ihm als lebendiger als das meiste, was unmittelbar für den heutigen Tag gesagt und geschrieben wurde.

Aber nicht nur wegen seiner unbestrittenen Formulierungskunst überlebte Tucholsky die von ihm angesetzte Zeitschwelle. Interessanterweise ist es auch gerade der von ihm als besonders vergänglichkeitsanfällig angesehene Humor, der sich bei ihm als langlebig erweist. Der heutige Leser lacht oder schmunzelt mit Sicherheit an den gleichen Stellen, die dem Leser der Weimarer Republik das Lachen oder Schmunzeln hervorge lockt haben. Wenn Tucholsky seinen Zeitgenossen der zwanziger Jahre immer wieder glaubhaft machen will, daß vor allem beim Humor „die Luft zwischen den Zeilen nicht ausreicht“, um hinüberzukommen in die übernächste Generation, dann ist er selbst der beste Gegenbeweis gegen seine eigene These.

Und wenn Tucholsky meint, daß der Leser von 1985 „auch sein Gehirn ganz anders trägt“, dann irrt er wohl auch hier, denn auch seine Beobachtungen über das „Menschliche, allzu Menschliche“ legen fast immer eine Identifizierung des heutigen Lesers mit den dargestellten menschlichen Schwächen nahe. Aber immerhin konzidiert Tucholsky auch mit dem „Zigaretten-Fritze“: „Manches hat sich ja geändert, aber manches hat sich auch wider jänich geändert“(E II, 173).

Das Fazit also von Tucholskys Blick in ferne Zukunft? Daß der Blick von 1990 zurück auf Tucholskys Texte nicht die gleiche Distanz wahrnimmt wie die, die der Autor beim Blick nach vorn auf 1990 vorweggenommen hat. Hat er die unüberwindliche Epochenschwelle nur zu früh angesetzt oder gehört er zu den „gottgesegneten Ausnahmen“, die über diese Schwelle hinaus überdauern? Die Antwort kann wohl nur der Leser einer noch fernerer Zukunft geben. Bis dahin mag ein Stück aus dem „Nachher“ das Lesen nach rückwärts lehren helfen:

„Man geht spurlos dahin –“, sagte er. „Nein“, sagte ich. „Man geht nicht spurlos dahin. Ach, denken Sie nicht an Denkmäler – das ist ja lächerlich. Und ich weiß schon, was Sie jetzt sagen wollen: unsterbliche Werke. Ich bitte Sie... Nein, etwas anderes. Ich habe etwas dort gelassen, ja, ich habe etwas dort gelassen.“ – „Was?“ sagte er, ein wenig ironisch.

„Ich habe den Dingen etwas gelassen“, sagte ich. „Seit jenem Tage, wo ich den greisen Klavierspieler in Paris wiedersah, den mein Vater zwanzig Jahre zuvor in Köln gesehen hatte. Er spielte noch dieselben Stücke, der Wandervirtuose – noch genau dieselben. Und da war mir, als grüßte durch ihn mein toter Vater. Auch ich habe den Dingen etwas gesagt. Ich habe an vieles, was längere Dauer hat als ich und Sie, Grüße befestigt. Ich habe hier einen Gruß angeheftet und da einen Kranz, hier einen Fluch und da ein abwehrendes Schweigen... und als ich das tat, da merkte ich, daß die Dinge schon voll waren von solchen Grüßen Verstorbener. Fast alle hatten sich an die Materie gehalten, hatten Spuren hinterlassen; wenn man vorüberstrich, bat, flehte, beschwor, fluchte und segnete es von diesen Sachen herunter, die die Menschen tot nennen. Ich bin nicht spurlos dahingegangen. Nur –“ „Nur –?“ sagte er. „Nur –“, sagte ich. „Die Menschen sind Analphabeten. Sie können es nicht lesen“ (10, 129).

ANMERKUNGEN

¹ Die Tucholsky-Texte werden nach folgenden Ausgaben zitiert: Ges. Werke in 10 Bd. (Reinbek 1975) (Bandzahl, Seitenzahl); Deutsches Tempo. Ges. Werke. Ergänzungsbd. 1911 bis 1932 (Reinbek 1985) (E I, Seitenzahl); Republik wider Willen. Ges. Werke. Ergänzungsbd. 2, 1911 bis 1932 (Reinbek 1989) (E II, Seitenzahl); Ausgew. Briefe 1913–1935 (Reinbek 1962).

² Vgl. dazu: I. Ackermann, D. Heß, K. Lindner, Zur Forschungssituation, in: Kurt Tucholsky. Sieben Beiträge zu Werk und Wirkung, hrsg. v. I. Ackermann (München 1981) 7–45.

³ I. Ackermann, Ad usum delphini? Die Tucholsky-Rezeption in den Schullesebüchern der Bundesrepublik, ebd. 180–203.

⁴ Kurt Tucholsky-Gesellschaft, Neckarstr. 83, 7300 Esslingen.

⁵ S. Anm. 2.

⁶ Wegen der ungenauen Wiedergabe in den Ges. Werken wurde dieser Text ausnahmsweise zitiert nach dem Ort der Erstveröffentlichung: Weltbühne vom 6. 4. 1926, 14/555.